

sind Zeugnisse der hervorragenden Kunstbildung aus den Goldschmiede-Werkstätten des XI., XII. und XIII. Jahrhunderts, welche noch heute die Bewunderung der Sachverständigen und Gebildeten erwecken.

Auf welche Weise das Bedürfniss für solche Gefässe und Behälter heranwuchs und in welchen Formen wir den Reliquienschreinen in den verschiedenen Abschnitten des Mittelalters begegnen, wollen wir hier in einigen Umrissen darzustellen versuchen und sodann die Beschreibung, sowie mit der Tafel V die Abbildung eines früher in Hallein gewesenen Reliquienschreines geben. In unserer Absicht liegt es, hierbei einige nähere Anhaltspunkte über einen der wichtigsten Bestandtheile des christlichen Cultus zu liefern, welcher in der deutschen Archäologie bisher noch immer nicht die verdiente Aufmerksamkeit gefunden hat¹⁾.

In den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche hielt man an der Überzeugung fest, dass die Grabstätte eines Heiligen die würdigste Stelle sei, wo der Altar seinen Platz einnehmen könne; es wurden daher über den Grabstätten der Heiligen Kirchen und Altäre errichtet. Für diese Periode war es desshalb noch nicht nothwendig, an besondere Aufbewahrungsorte der leiblichen Überreste der Heiligen zu denken, sondern es wurden nur die Reliquien der christlichen Glaubenshelden mit dem Baue der Kirche in einen bestimmten Zusammenhang gebracht. Erst später, als anerkannt wurde, dass an keinem Altare die h. Opferhandlung verrichtet werden dürfe, in welchem nicht die Reliquie eines Heiligen aufbewahrt sei, und da bei der immer grösseren Ausdehnung der christlichen Kirchen auch an solchen Orten Kirchen und Altäre nöthig geworden sind, wo sich kein Grab eines Märtyrers befand, war natürlich die Nothwendigkeit vorhanden, Reliquien zu übertragen und in eigenen Kästen und Gefässen aufzubewahren. Dieser Vorgang unterlag zwar sowohl in der griechischen als in der römischen Kirche verschiedenen Anfechtungen; er war aber doch zuletzt nicht mehr zurückzuweisen, da der Glaube an die Wunderkraft der Reliquien tief in den christlichen Gemeinden wurzelte und man den durch Translocation herbeigeführten Missbräuchen mit den Reliquien durch strenge Verbote und Vorsichten begegnet zu haben glaubte²⁾. Am frühesten verbreitet war der Gebrauch der Reliquienschreine in der griechischen Kirche, und Byzanz dürfte schon lange

im Besitze der kostbarsten Gefässe und Behälter gewesen sein, bevor noch in den nördlicheren Theilen Europa's das Christenthum Wurzel gefasst hatte. Den Luxus und die Pracht dieser Kirchengeschäften lernte man in Europa ohne Zweifel gleichfalls erst durch die griechische Kirche kennen und zwar zu der Zeit, als bei uns die Wallfahrten und die Kreuzzüge nach dem gelobten Lande begannen und als nach der Eroberung von Constantinopel eine grosse Zahl von Reliquien aus dem Oriente nach Europa gebracht wurden.

Der Ort, wo die Reliquien mit päpstlichen Beglaubigungsurkunden in besonderen Behältern niedergelegt wurden, war in der Regel der Altar. Es bestand das Gebot, dass sie entweder in der Altarplatte odervorn unter derselben, wo sich eine länglich-viereckige, gewöhnlich mit einer Marmortafel verschlossene Vertiefung (Reliquiengruft, sepulchrum) befand, aufbewahrt werden sollen. Später, als der Reichtum der Reliquien sich vergrössert hatte, und viele Kirchen mehr Reliquien als Altäre besaßen, erhielten auch die Reliquienschreine einen Platz im Heiligthume oder an den Wänden des Chors.

Die Form und Grösse der Reliquienbehälter war sehr verschieden. Was die Form anbelangt, so hatten sie am häufigsten jene von kleinen, länglich-viereckigen Kistchen, oder wenn es sich um die Aufnahme des vollständigen Leichnams eines Heiligen handelte, jene eines sarkophagähnlichen Kastens. Seltener wurden die Reliquien in den hohlen Räumen von Säulen, welche die Altarplatte stützten, noch seltener in jenen von hölzernen Figuren gefunden. Doch ist die Thatsache unbestritten, dass sie darin aufbewahrt wurden, wie G ü r r e s in seiner Beschreibung des Blasius-Domes in Braunschweig nachweist, wo in den auf fünf Metallsäulen ruhenden Altären sich Reliquien in den Säulenschäften befanden. und wie aus Caumont's Abécédaire zu ersehen ist, welcher einer vergoldeten hölzernen Statue der heil. Jungfrau mit dem Jesuskinde erwähnt, die, noch gegenwärtig zu Tournus befindlich, auf einem mit Arcaden gewölbten Stuhle sitzt und in deren Rücken sich ein Schrank mit Reliquien befand. Man findet aber auch Reliquienbehälter in der Form kleiner, herzartiger Fläschchen, von Kreuzen, Obelisken, Monstranzen und ovalen Kästen, wie aus Kugler's kleinen Schriften 1. und 2. Band und aus Didron's Annales archéologiques (IV., VIII., IX. und X. Bd.) zu entnehmen ist.

Im XI. und XII. Jahrhundert besaßen sie, aus emaillirtem Kupfer oder auch aus Holz gefertigt, welches dann mit Metallplatten belegt war, meist die Form eines Hauses oder einer Capelle mit doppelter Bedachung, mit Bögen und Säulenstellungen im romanischen Style versehen. Das Dach und die Wände waren dann gewöhnlich mit fein gearbeiteten Schmelzwerken — und die Giebelfelder mit der feinsten Filigranarbeit, nach dem Muster byzantinischer Formen geschmückt. An den Wänden dagegen wurden häufig Figuren, wie Christus und die Apostel, oder Scenen aus der Lebensgeschichte und aus dem alten Testamente abgebildet.

¹⁾ Wir kennen aus Kugler's Werken (kleine Schriften, I. u. II.) eine Reihe interessanter Andeutungen und Beschreibungen von Reliquienschreinen in Deutschland, die uns hier auch von wesentlichem Nutzen waren. H. Otte in seinem Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie (III. Aufl., Leipzig 1854) erwähnt derselben nur sehr flüchtig. Den ergiebigsten Stoff zu dieser Darstellung lieferte: Caumont: Abécédaire, Paris 1851. — Didron's Annales archéologiques und Martin et Cahier's Mélanges d'archéologie. Von deutschen Werken haben wir insbesondere auch Fr. Baudry's Organ für christliche Kunst, J. 1853 u. 1854, benützt.

²⁾ In der griechischen Kirche war zuerst durch Theodosius den Grossen (368), in der lateinischen Kirche durch Gregor den Grossen (590—604) das Verbot der Reliquien-Translocation aufgestellt. Augusti: Denkwürdigkeiten XIII, 277.

Christus nimmt gewöhnlich allein eine der äussersten Wände ein, die Apostel und Heiligen sind auf den Seitenwänden angebracht. Die aus dieser Periode stammenden Reliquaires sind auch aus Platten von rothem Kupfer gemacht, auf welchem mit dem Grabstichel zahlreiche Vertiefungen ausgegraben und wieder mit Schmelzwerken von verschiedener Farbe ausgefüllt wurden. Wenn das Kupfer auf der Oberfläche erscheint, so ist es goldgelb und zeigt architektonische Verzierungen, den Stängel von Blumen und Heiligenscheine von Figuren. Die Figuren springen basrelief-artig aus der Grundfläche hervor. Bisweilen sind die Köpfe allein vorspringend und der Körper ist nur durch Umrisse angedeutet. — Zu Ende des XII. und XIII. Jahrhunderts nehmen die Reliquienkästen die Form einer Kirche an, mit Strebe Pfeilern, Zinnen, Bogen und Thürmen; an den Wänden findet man Nischen und die Bogen und Figuren, welche früher in Schmelzwerken dargestellt wurden, werden nun in erhabener Arbeit dargestellt. Anstatt in Email waren nun die Figuren in Bronze, Silber und Gold. Die Reliquienschreine wurden in dieser Periode Meisterwerke der Goldschmiedekunst, an welchen das Schmelzwerk zur Nebensache geworden ist. Das Gebäude selbst ist häufig gekrönt mit einem durchsichtig gearbeiteten Dachstuhle. Die Giebel, Säulen und Bögen, in der Regel im gothischen Style, sind verschwenderisch mit Gold, Silber und Edelsteinen geschmückt. Einen besonderen Schmuck erhielten sie durch eine reiche à jour durchbrochene Bekrönung, die in verschlungenen Thier- und Laubverzierungen die Dachfirste und die beiden Giebelfelder zum Abschlusse brachte. Die Kammverzierungen überragten sodann fünf Krystallkugeln in kunstvollen Einfassungen und sollten die Früchte der guten Werke andeuten ¹⁾. Ebenso reich ist die Ornamentik an den Fussgestellen, die oft mit kleinen Früchten und Kugeln eingefasst wurden. Selbst die Symbolik war an diesen Miniatur-Kirchen vertreten, wie diess an dem Reliquienschreine des heil. Potentien in der Pfarrkirche von Jouarre in Frankreich beobachtet werden kann, wo sich unter den Verzierungsgegenständen einige der Hauptsünden befinden, ein sitzender Affe, wie er eine Frucht verzehrt, eine menschliche Figur zu einem aufblühenden Blumenstängel riechend, ein nacktes Weib, das sich niederkauernd, mit dem Finger ein Zeichen gibt, Vögel mit Menschenköpfen und andere phantastische Thiere ²⁾. Die Motive der Darstellungen waren auf den Reliquienschreinen des XIII. Jahrhunderts dieselben, wie zwei Jahrhunderte früher. Auf der Bedachung war in Pinälen aus Silberblech das Leben und die Thaten, der Tugendkampf des Heiligen, dessen Gebeine der Schrein umschloss, in getriebenen Basreliefstücken zur Anschauung gebracht. An den vier perpendicularen Seiten der Schreine war gewöhnlich die Belohnung, die Apotheose des Heiligen dargestellt. An dem einen Vor-

dertheil, der in Giebelform endigt, sass Christus auf dem Throne. Die Rechte segnete, die Linke hielt das Evangelienbuch oder es war in seinen Händen auch die Weltkugel. Zwischen den mit Säulchen umgebenen Langseiten des Schreines wurden gewöhnlich die zwölf Apostel oder auch andere Heilige in eisirten Stand- oder Brustbildern en relief aufgestellt. Oberhalb dieser Säulchen, und zwar in dem Falle, wenn sich Bogen darauf stützen, konnte man auch in Rundbogenverzierungen die symbolischen Thiergestalten der vier Evangelisten erblicken. Dort, wo auf den Säulen nur Architrave ruhten, waren diese reich ornamentirt.

Die Reliquienschreine der späteren Zeit weisen, soviel uns bekannt ist, in der Hauptform keine bedeutende Veränderung auf. Vorherrschend war bei jenen Behältern, welche die Form von Kirchen und Capellen erhielten, ohne Zweifel der gothische, und nur die Ornamentik sowie überhaupt die äussere Ausschmückung dürfte nun auch jenen Charakter angenommen haben, der im Allgemeinen in den Baustylen des XIV. und XV. Jahrhunderts anzutreffen ist. Mit Bestimmtheit jedoch sich darüber auszusprechen, setzt die Kenntniss einer Reihe von Beispielen aus jener Periode und ein tieferes Eindringen in die Entwicklung der Goldschmiedekunst in Frankreich, Deutschland und Italien voraus, in welcher letzterer Beziehung uns jedoch in diesem Augenblicke kein gründliches und erschöpfendes Werk zu Gebote steht. Soviel ist indess bekannt, dass nach dem XIV. Jahrhundert die Reliquienschreine nicht mehr in so grosser Zahl angefertigt wurden, wie in früherer Zeit, oder dass so bedeutende Summen darauf verwendet wurden, um etwa, wie diess wenigstens in Frankreich der Fall war, durch den Besitz von solchen Reliquienschreinen den Eifer zur Wiedererbauung von Cathedralen und zur Stiftung von Klöstern zu beleben ¹⁾.

Nach dem XV. Jahrhundert hatte auch der Reliquien-cultus, wie bekannt, viel an Bedeutung verloren. Es war eine Epoche gekommen, in welcher — wenigstens in Deutschland — viel der Zerstörung und Verwüstung preisgegeben, und der katholischen Kirche mehr an Kunstschatzen genommen als zugewendet wurde. Und im XVII. Jahrhundert war das Verständniss für die Bedeutung von Reliquienschreinen so tief gesunken, dass man bei Restaurationen und Umarbeitungen die widersinnigsten Gegenstände in Anwendung brachte. So geschah es bei dem Reliquienschreine der heil. Genovefa in Paris, welcher aus dem VII. Jahrhundert herührte, im XIII. Jahrhundert überarbeitet und im XVII. Jahrhundert dann reparirt wurde, dass man auf einem Steine den Mutius Scävola, wie er seine Hand verbrennt, auf einem zweiten Steine einen Ganymed, wie er von dem Adler des Jupiter emporgetragen wird, und auf anderen Schreinen Venus, Amor u. s. w. fand ²⁾.

¹⁾ Didron, Annales archéologiques, VIII, 295.

²⁾ Fr. Baudri's Organ für christl. Kunst. J. 1853, S. 131.

¹⁾ Didron, Annales archéologiques, VIII, 295.

²⁾ Didron, Annales archéologiques, IV, 261.

Was die Grösse der Reliquienschreine betrifft, so war auch diese sehr verschieden und zum Theile abhängig von dem Umfange der in Frage stehenden Gegenstände der Verehrung. Man besass Reliquienbehälter in der Form kleiner Fläschchen oder auch von Kapseln, welche dann in Holz oder Elfenbein, mit Bemalungen und kostbaren Schnitzarbeiten gearbeitet waren. Zuweilen finden sich auch kleine Reliquienkästchen in Seide mit Ornamentstücken, in Form einer kleinen viereckigen Lade und einem dachförmigen Deckel, welche häufig nicht grösser, ja selbst kleiner als ein Fuss in der Höhe und Länge waren und entweder in der erwähnten Vertiefung des Altars oder wieder in grösseren Reliquienschränken verwahrt wurden. Die grössten Reliquaires hatten eine Länge von sechs Fuss und eine Höhe von drei Fuss.

Der älteste uns bekannte Reliquienschrein ist jener der heil. Genovefa in Paris, welcher, wie schon bemerkt wurde, ursprünglich aus dem VII. Jahrhundert herrührt und von dem heil. Aloisius angefertigt sein soll. Die meisten, welche noch gegenwärtig in den verschiedensten Kirchen Frankreichs und Deutschlands vorhanden sind, gehören dem XI., XII. und XIII. Jahrhundert an.

Zu den vorzüglichsten Reliquienschätzen in Deutschland gehören jene des Domes zu Aachen aus dem XIII. Jahrhundert und darunter insbesondere jener Karl d. G., der Sarkophag der heil. drei Könige im Dome zu Köln, mit 226 antiken Gemmen und getriebenen Relieffiguren, mit Reliquiarien in St. Maria und St. Ursula, dann im Walraff'schen Museum zu Köln, in den Kirchen zu Deutz, Siegburg und Sayn, ferner in den Domen zu Mainz, Kaiserswerth, Quedlinburg, Soest, Hildesheim, Marburg u. s. w. Was in Österreich an hervorragenden Reliquienschreinen vorhanden ist, darüber fehlen bisher noch alle Anhaltspunkte, da denselben bisher — wenigstens von kunstgeschichtlichem Standpunkte aus — noch gar keine Aufmerksamkeit zugewendet wurde, und wir können nicht annehmen, dass sich unter den zahlreichen Kirchenschätzen Österreichs nicht auch eine Reihe solcher interessanter Erzeugnisse der Bilderei befinden¹⁾. Wir werden es daher mit Dank anerkennen, wenn wir durch die Aufmerksamkeit der k. k. Conservatoren und durch andere Kunstfreunde in die Lage gesetzt werden, in diesen Blättern mit Beschreibungen und Abbildungen interessanter Reliquienbehälter in der Kunstgeschichte des Kaiserstaates eine sehr empfindliche Lücke auszufüllen.

Gegenwärtig sind wir, wie Eingangs erwähnt wurde, in der Lage, die Beschreibung und Abbildung eines aus Österreich stammenden Reliquienschreines bieten zu können. Herr Petzold, Maler in Salzburg, übersandte nämlich vor Kurzem der k. k. Central-Commission einen Aufsatz, betitelt: „Alterthümer in der Salinenstadt Hallein“, worin sich die Beschreibung und Abbildung eines Reliquienschreines befindet,

welcher noch bis zum Jahre 1826 in der Stadtpfarrkirche aufbewahrt, dann nach Salzburg verkauft und von dort im J. 1837 für das k. k. Lustschloss Laxenburg angekauft wurde. Die Beschreibung dieses Reliquienschreines ist nach den Angaben des Herrn Petzold der Hauptsache nach folgende:

„Dieses kunstvoll gezierte Behältniss war grossentheils aus hartem, dunklem Holze und abwechselnd mit Elfenbein und emallirter Bronze eingelegt. Nach rückwärts hatte es die Form einer länglichen Truhe, die aber an der vordern Langseite mit drei gleich hohen Giebeln verziert war und die Form eines Tryticons bildete.

Die Truhe mass 2 Schuh in der Länge, 15 Zoll in der Höhe und 11 Zoll in der Tiefe. Fünf ihrer Wände waren nur von hartem Holze und ganz glatt, während die Hauptgliederung der Wand mit den drei durchbrochenen Giebeln aus gegossener Bronze war, welches mit den tieferen Kehlungen mit Email hie und da im Charakter des Opus alexandrinum, anderwärts mit grünem Laubwerk auf goldenem Grunde verziert war. Nach diesen liess Maler Joh. Wurzer in Salzburg die beiden beschädigten ausbessern und die Emailfarben nur mit Lasurfarbe auf silberner oder goldener Unterlage ersetzen; denn von den drei Giebeln, die über der Truhe aufstiegen, war nur einer ganz wohl erhalten. In dem durchbrochenen Dreiecke der Giebeln war je eine reich verschlungene, runde Rose aus Elfenbein, deren Hauptdurchbrechung die Kreuzform sehen liess. Stufenartig waren auf bronzenem Rücken des Giebels abwechselndes Laubwerk aus Elfenbein angefügt. Eine der obersten blumigen Knorren, ebenfalls aus Bein, an der Spitze des Giebels liess ersuchen, dass darauf zweifelsohne ein Figürchen gestanden habe. Die Rahmen der drei Quadratfelder unter den Giebeln waren aus massiver Bronze, oben war ein Segment-Bogen eingesetzt, unter dem sich nur in den beiden Füllungen zur Rechten und zur Linken je drei elfenbeinerne Bögen auf gewundenen bronzenen Säulchen mit abwechselnden Capitälchen und Schäften gestützt, anreiheten. Auf dem einen bronzenen mit blumigem Ornamente verzierten Hintergrunde dieser Bögen waren, mehr oder minder wohl erhalten, sechs heilige Bischöfe, weiss mit faltenreicher Casula angethan, deren Namen in kleiner Mönchsschrift auf der Fussplatte eiselirt war. Fünf solcher Namen waren leserlich und hiessen: S. Amandus, S. Roudpertus, S. Vitalis, S. Beno und S. Appolinare. Von dem am sechsten Fussgestell ursprünglich angebrachten Namen waren nur die Buchstaben S. V. zu erkennen. Die Farbe der Casula war durchgehends weiss, mit goldenen Säumen. Die Köpfe sämtlich bartlos und ziemlich in der Physiognomie einander ähnlich. Die Infuln und Handschuhe wechselten in der Farbe. Der ungenannte Bischof hatte, zum Unterschiede von den andern kein römisches, sondern ein doppelt gekrümmtes, griechisches Pastoral, ungeachtet er eine den andern ähnliche Inful trug.

Das mittlere Feld war durch ausnehmend reiche Kehlung des Bronzerahmens und seiner emallirten Verzierung

¹⁾ Beispielsweise weisen wir auf die Reliquienschreine der St. Veitskirche in Prag und von Kloster-Neuburg bei Wien hin.

hervorgehoben. In der tiefsten Kehlung war eine reliefeknospenreiche Ornamentik aus filigraner Bronze angebracht, woran Spuren von eingesetzten Edelsteinen waren. Anstatt der drei Bögen der Nebenfelder war ein bronzenes Gitter mit mandelartiger Kreuzung vegetabilen Gerankes. In Mitte einer jeden Mandelform waren stets drei Mondessicheln angebracht. Gegen links zeigten sich Spuren eines Schlosses. Das Gitter bewegte sich in zwei Angeln, wovon eine nach oben, die andere nach unten die Spitze kehrte. Sowie bei den Feldern das Fussgestell der Bögen die Namen der Bischöfe aufnahm, so war hier auf Goldgrund das letzte Abendmahl, aus Elfenbein geschnitzt, dargestellt. Christus sass frei in der Mitte, auf seinem Schoosse den Kelch und darüber das Brot haltend. Unter seinem Kleide am Boden waren ausströmende Wolkenformen angedeutet. Rechts und links schlossen sich die Apostel an, von denen aber nur die Brustbilder zu sehen waren, da der reich gedeckte Tisch den übrigen Theil ihres Körpers verdeckte; die Köpfe waren ausdrucksvoller, als jene der emallirten Bischöfe.

Ungeachtet der kleinen Dimension zeichnete sich besonders der Kopf des zur Rechten des Heilands sitzenden Johannes aus; die Gewandung zeigte durchgehends byzantinische Motive. Petrus machte Miene aufzustehen. Am äussersten linken Ende sass Judas, abgekehrt, mit beiden Händen seine Haare fassend. Am hängenden Theile des Tischtuches gegen Rechts waren die Buchstaben O-VS-DEVO-I-BE..... eingeschnitten; ein Raum gegen die Ecke von beiläufig 5 bis 6 Buchstaben war ausgefallen. Ist auch mit ziemlicher Bestimmtheit anzunehmen, dass die ersten Worte für opus devoti zu lesen sind, so ist das dritte Wort, gewiss der Name des frommen Künstlers, schwer zu erörtern ¹⁾.

Aus dieser Beschreibung wie auch aus der Abbildung der Hauptansicht dürfte zu ersehen sein, dass dieser Reliquenschrein einer der interessanteren mittelalterlichen Denkmale dieser Gattung war und eine sorgfältigere Aufbewahrung verdient hätte, als ihm wirklich zu Theil

geworden ist. Denn wiewohl der erwähnte Reliquenschrein für das kais. Lustschloss Laxenburg angekauft wurde, so soll derselbe doch nicht an den Ort seiner Bestimmung gelangt, sondern wieder in andere unbekannte Hände gekommen sein. Einen ungleich höhern Werth würde er allerdings haben, wenn derselbe noch in seiner ursprünglichen Gestalt vorhanden und nicht in einzelnen Theilen so vernachlässigt gewesen wäre. Wir wollen jedoch gerne glauben, dass die vorgenommenen Reparaturen den Eindruck des Ganzen nicht beeinträchtigt haben. Auf eine Bestimmung des Zeitpunktes seiner Entstehung einzugehen, ist in diesem Falle, wo das Kunstobject selbst nicht vorhanden ist, sehr schwierig. So viel geht übrigens aus der vorliegenden Abbildung hervor, dass er den ältesten Behältern angehört, ursprünglich im romanischen Style gearbeitet und später durch gothische Giebelverzierungen bereichert wurde.

Zu den Reliquenschreinen im Allgemeinen haben wir noch zu bemerken, dass sie vorzüglich in den Hauptsitzen der Emailmalerei und Goldschmiedekunst des Mittelalters, in Limousin und Limoges, später auch in Köln, Nürnberg und Augsburg angefertigt wurden. Ursprünglich in Byzanz heimisch, nahmen diese Kunsthandwerke ihren Weg nach Venedig, von dort nach Frankreich und Deutschland und es kann schwer geläugnet werden, dass noch im XIII. Jahrhundert stark byzantinische Einflüsse auf die Ausbildung der erwähnten Kunstzweige sich geltend gemacht haben. Springer ¹⁾ wenigstens hält bei zwei Gattungen der Emailmalerei, bei den émaux de niellure (Ausfüllung der vertieften Umrisse durch einen schwarzen Schmelz) und den émaux cloisonnés (Zwischenfäden aus Gold zwischen den Farben), welche in Limousin vorzugsweise gepflegt wurden, das byzantinische Vorbild für unbestreitbar. Den grössten Namen erwarb sich Limoges in Email und Schmelzarbeiten und viele kleinere Reliquienbehälter, die unter dem Namen domus, arcula, casa heute noch zahlreich in den Schatzkammern der Kathedralkirchen und in Privatsammlungen sich vorfinden, sollen aus diesen Werkstätten hervorgegangen sein ²⁾. Ob auch in Deutschland während des XIII. Jahrhunderts Werkstätten der Email- und Schmelzkunst bestanden, darüber fehlt es bis jetzt noch an Beweismitteln. Die Franzosen behaupten, dass Limoges und Limousin die Hauptstapelplätze des Mittelalters für derlei Arbeiten gewesen seien, und ausser diesen Städten beinahe nirgend solche Werkstätten bestanden haben. M. de Laborde bezeichnet in seinem Werke über die Emails in der Gallerie des Louvre sogar die Anfertigung dieser Arbeiten als ein fast unbedingtes Monopol von Limoges. Kugler dagegen ³⁾ bestreitet diese Ansicht mit Hinblick auf die am Rhein befindlichen Denkmale dieser Gattung, ohne jedoch, wie er selbst eingesteht, einen

¹⁾ Sollte er etwa BERTRAMVS geheissen haben, ein Name, der auf einem noch vorhandenen 3 Schuh langen Löwen aus weissem Marmor, in leider eben nicht geschütztem Zustande im Hofraume des gräf. Künburg'schen Hauses in Salzburg, eingemeiselt ist? Alsdann bekämen die oft wiederholten drei Mondessicheln am Bronzegitter des Reliquenschreines auch eine entschiedene Geltung, indem sie nach Dücker's Chronik als Wappen des Erzbischofes Dietmar II. angesehen werden dürften, der von 1023 bis 1041 regierte. Andererseits möchte ich mit Bestimmtheit jenen Löwen zu Salzburg, der in seinen Prätzen eine Tafel mit der Inschrift hält: „Haec celatura F. Bertami provida cura est expressa satis decus. Hunc conjugii boatis.“, für die Stütze einer Säule an der von Kaiser Heinrich II. am Salzburger Münster erbauten, sogenannten „gold'nen Pforte“ halten, da am Rücken dieses Thieres noch die Öffnung von der Einlassung der Säule zu sehen ist. Dass jene Pforte ein derartiges auf Löwen gestütztes Portal zu jener Zeit gehabt habe, hierüber möge man sich aus meiner Copie nach einer alten Handzeichnung, den Münster zu Salzburg zur Zeit Kaiser Heinrich's II. vorstellend, im Museum Carolino-Augusteam aufbewahrt, veröffentlicht in meiner Schilderung mittelalterlicher salzburgischer Alterthümer (40 Blätter, bei Schön et Neumüller in Salzburg), Überzeugung holen.

¹⁾ Handbuch der Kunstgeschichte, Stuttgart 1835. 195.

²⁾ Baudri's Organ für christliche Kunst. Jahrg. 1853. 183.

³⁾ Kleine Schriften. II. 707.

befriedigenden Nachweis für den Ursprung der von den Limousiner Arbeiten verschiedenen Emails in Deutschland beibringen zu können.

Zum Schlusse wollen wir noch erwähnen, dass die Reliquienschreine auch aus dem Grunde zu den wesentlichsten Bestandtheilen der katholischen Kirchen gezählt werden müssen, weil sie nicht allein bei Prozessionen häufig herumgetragen wurden, sondern auch bei Eidschwüren in Anwen-

dung waren. Im Mittelalter wurden nämlich Eide nur in der Kirche ante altarem und zwar auf Reliquien abgenommen, und es geschah dann die Ablegung derselben unter den grössten Feierlichkeiten. In Frankreich hatten sich die Eidschwüre auf Reliquien bis zur französischen Revolution erhalten¹⁾, und die Licentiaten der Pariser Universität pflegten den Eid bis zu dieser Zeit auf den Altar und die Reliquien des heil. Dionysius abzulegen.

Baudenkmale im Kreise u. d. Wiener-Walde.

Von Ed. Freiherrn v. Sacken.

I.

Überreste romanischen Styles.

Die Denkmale des romanischen Baustyls, welcher vom zehnten bis gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts fast über die ganze damalige civilisirte christliche Welt in derselben Weise verbreitet war und in Deutschland seine vorzügliche Ausbildung erhielt, haben wegen ihres Reichthums an Detailformen und ihrer tief-symbolischen, mitunter räthselhaften Sculpturen ein besonderes Interesse. Wie sich überhaupt der Charakter und Geist einer geschichtlichen Epoche in der Architektur vorzugsweise ausspricht, so ist es auch hier der Fall, und die Zeit, mit welcher der romanische Baustyl im Zusammenhange steht, — die Zeit der Kreuzzüge, der grossen hohenstaufischen Kaiser, des blühendsten Ritterthums und des hohen Aufschwunges der deutschen Macht und Nationalität, gehört unstreitig zu den wichtigsten und anziehendsten der deutschen Geschichte. Die neueren archäologischen Forschungen haben sich daher vorzugsweise mit dem detaillirten Eingehen in den Charakter der romanischen Bauweise beschäftigt und eine grosse Menge solcher Denkmale bekannt gemacht. Die in Oesterreich befindlichen Überreste sind aber bei weitem nicht genug bekannt und gewürdigt, und doch sind fast alle Theile unserer Monarchie sehr reich daran. Es ist gewiss auffallend, dass im Kreise u./d. Wiener-Wald allein noch 36 mehr oder weniger bedeutende Baureste aus dieser Epoche erhalten sind, trotz der vielfachen Kriegsunfälle, besonders der zerstörenden Invasionen der Türken. Die Denkmale des sogenannten Übergangsstyls, — des romanischen mit Anwendung von Spitzbogen, — zu Anfang des XIII. Jahrhunderts sind dabei mitgerechnet und im Folgenden unter Einem behandelt, da sich wegen des Ineinanderschmelzens beider Gattungen und der entschiedenen Detailbildung, welche der Übergangsstyl vom rein romanischen beibehielt, schwer eine so scharfe Trennung machen lässt.

Mittelschiffes und Thüren rundbogig, unter dem Dachsimse ein Rundbogenfries. Im Jahre 1213 erbaut. (Der Chor und der Thurm sind im schönsten gothischen Style.)

Die Rundcapelle neben der Kirche mit halbkreisförmiger Apsis (eine Todtencapelle), ebenfalls aus dem Anfange des XIII. Jahrhunderts, aussen Halbsäulen, unter dem Dachsimse der Apsis auch Rundbogenfries und Zahnschnittverzierung. Der Eingang mit acht übereins stehenden Säulchen, welche reich mit Zügen und romanischem Blattwerk verzierte Capitäle haben; unter der Capelle eine Gruft²⁾.

Aspang (Unter-). An der Kirche eine halbrunde Altarvorlage; Fuss- und Dachgesimse zeigen die Gliederung der romanischen Bauweise, modernisirt.

Die Rundcapelle neben der Kirche ebenfalls mit halbrunder Apsis, welche im Innern eine Halbkuppel bildet. Ganz einfach und ohne Zierwerk. Wahrscheinlich aus dem Anfange des XIII. Jahrhunderts.

Berchtholdsdorf. Ein Gemach im oberen Stockwerke der an die Kirche anstossenden Burg hat ein durch eine Säule untertheiltes Rundbogenfenster. Die vier Tragesteine, auf welche die breiten Gewölbjarten aufsetzen, zeigen die romanische Gliederung und Verzierungsweise.

Bruck an der Leitha. Der mächtige viereckte Wartthurm, aus Buckelquadern erbaut, ist kein römisches, sondern früh-mittelalterliches Bauwerk, wie die Fenster beweisen; auf den Quadern findet man viele Steinmetzzeichen.

St. Egidien auf dem Steinfelde. Die viereckige modernisirte Kirche zeigt einige Überreste romanischer Bauart; am Chore sind zwei phantastische Thierfiguren aus dem XII. Jahrhundert eingemauert.

Emmerberg (Burg). Die Schlossecapelle ein ehemals flach gedeckter viereckiger Raum mit quadratischer Apsis; an letzterer ein rundbogiges Fenster. An der Nordwand der Capelle Reste alter Fresken im Style des XIII. Jahrhunderts³⁾.

¹⁾ Organ für christliche Kunst, Jahrg. 1854, 54.

²⁾ Näheres darüber: Sacken in den Sitzungsberichten der philosophisch-histor. der kais. Akademie der Wissenschaften, IX. Bd., S. 165.

³⁾ S. Schlegel in Hornow's Archiv, III. Bd., 1856, Nr. 1.

Deutsch-Altenburg. Das Schiff der Kirche von einer flach gedeckten Pfeilerbasilica mit niedrigeren Absseiten. Die viereckten Pfeiler mit Blatteapitälern und hohen Decksimsen, durch Rundbogen verbunden. Fenster des

